

Eröffnung der Ausstellung von Gerhard Sauter beim Kulturkreis Sulzfeld, 19. März 2006

Samuel Beckett, Exil-Ire, bislang letzter Revolutionär des Theaters, grandioser Darsteller des Nichts in allen seinen Formen, Farben und Spielarten, beinahe Schwiegersohn von James Joyce, begnadeter Romancier, selbst Zeichner – und kein schlechter, Widerständler, der sich nie auch nur einen Deut um den Kunst- und Kulturbetrieb gekümmert hat, Beckett, der im nächsten Monat 100 Jahre alt geworden wäre, sagte einmal: „Alles, was Sie je von einem Bild wissen werden ist, wie sehr Sie es lieben, und, wenn es hoch kommt, warum.“

Dem wäre eigentlich nichts mehr hinzuzufügen; eigentlich könnte ich jetzt gehen, wären da nicht doch einige enttäuscht. Für einen Sonntagmorgen ist das ein wenig zu wenig. Und es ist ja kaum vorstellbar, dass einer – in diesem Fall ich - für dieses Zitat 50 Kilometer von Karlsruhe nach Sulzfeld und wieder zurück fährt. Natürlich wäre es auch für Vernissagen-Gäste nicht zumutbar. Dafür steht man am Sonntag nicht so früh auf. Selbst der Wein könnte nicht darüber weghelfen, zumal die Karlsruher ja wieder fahren müssen...also muss noch etwas kommen.

Nun bin ich dafür berüchtigt, keine ausschweifenden Reden zu halten, sondern eher kauzige Annäherungsversuche an den Künstler zu starten, die allerdings genauso 100prozentig subjektiv gefärbt sind wie die leider oft langatmigen Ausführungen gewisser Kunsthistoriker. Sie klingen nur ein wenig anders. Und bevor ich die tiefenpsychologische Bedeutung eines mit Gelb unterlegten Rots auslote, frage ich lieber, warum ein Künstler Bilder malt, die größer sind als die Diagonale der Ladeöffnung seines Autos. Aber das mag eine persönliche Macke sein. Genauso wie die Haltung, dass Bilder, die einer Erklärung bedürfen, nicht an die Wand, sondern in den Keller gehören. Siehe Beckett.

Diese strikte Verweigerungshaltung in Sachen Bild-Erklären und Runterrattern der Biographie eines Künstlers – fragen Sie ihn doch selbst, wenn Ihnen der Sinn danach steht und er Ihnen Antwort geben will - passt ideal zu den Arbeiten von Gerhard Sauter. Denn nach Titeln sucht man vergebens. Diese Krücke hat er schon lange an den Nagel gehängt und konsequent seine Arbeiten „o. T.“ „betitelt“. Damit stellt er den Betrachter natürlich erst einmal in den Regen. Hilfestellung seitens des Künstlers wird nicht geleistet; Stellungnahme dagegen ist gefragt, wird regelrecht

gefordert. Diese Haltung und das nichtssagende „o. T.“, das auch an Becketts Arbeitsweise und an seinen Umgang mit dem Wenig bis Nichts erinnert („Wenn ich gewusst hätte, wer Godot ist, hätte ich es geschrieben“), hat natürlich nichts mit irgendwelchen Ismen zu tun. Sie steht auch in keinem direkten Zusammenhang mit dem, was man landläufig „abstrakte Malerei“ nennt. Es ist ein generelles Grundverständnis künstlerischen Ausdrucks, das allerdings nicht aus dem Nichts einfach so dahergeflogen kommt, sondern allmählich, gelegentlich heftig, auf jeden Fall zeitaufwendig, manchmal schmerzhaft erarbeitet werden muss. Weit ergiebiger als Titel sein können, ist der Blick hinter die Kulisse, auf die Rückseite der Bilder. Der ist Ihnen natürlich jetzt verwehrt, aber wenn Sie einmal die Gelegenheit dazu haben, etwa bei einem Atelierbesuch, dann tritt auf der Leinwand einiges zu Tage: Spuren des Kampfes. Häufig finden sich hier die konkreten Hinweise auf lange Entstehungszeiten, Überarbeitungen, Übermalungen, oder die Angst des Künstlers vor dem Abnabeln, die sich durch durchgestrichene Entstehungsdaten manifestiert. Manchmal lassen sich bis zu drei, vier Geburten ausmachen.

Gerhard Sauter gibt zwar damit wenig Hilfestellung, er ist aber kein Fallensteller, der die Betrachter hinters Licht führt und danach „kuckuck - ätschebätsch“ eine lange Nase macht. Diese Fallensteller gibt es häufig auf dem Theater - Beckett gehört nicht dazu; Brecht ist ihr Papst! - und natürlich findet man sie gelegentlich auch unter den bildenden Künstlern. Sauter haben nie Götter befohlen, die Mitte rechts grün zu malen...

Sie haben ihn stattdessen in die Natur geschickt. So ist es kein Wunder, dass Gerhard im Laufe seines Lebens in Karlsruhe gelandet ist. Bekanntlich kommt Sauter aus Riedlingen an der Donau und der Name „Riedlingen“ besagt ja schon: Ried, Sumpfgebiet, Bereich, in dem ein Fluß regelmäßig über die Ufer tritt, Schilf, Wasserpflanzen, Vögel, Leben - oberschwäbischer Urwald, Urmutter, Fruchtbarkeit. Aber: Der Oberschwabe per se ist bekanntlich kein Schwabe im landläufigen badischen, politisch besetzten Sinne.

Auch der Oberschwabe leidet wie der Badener unter der Knute des mittleren Neckarraumes. Logisch, dass sich Sauter in Stuttgart – „in der Landeshauptstadt bekommt jeder eine Chance“ - nicht wohl gefühlt hat, dass er nach wenigen Monaten schon die unfruchtbare, die furchtbare Stadt, über die ein Ur-Stuttgarter Galerist einmal gesagt hat, dort würden massenhaft pietistische Bilderstürmer leben, verließ. Hier fließt zwar der „Necker“, aber mein Gott wie?!? Der arme Fluss ist in ein

Betonbett verdammt, drum herum gibt es nur die qualmenden Schornsteine der Geldfabriken. Kein Ried weit und breit. Natur ist ein Fremdwort. Vermutlich ein Badisches.

Und dann ist der Oberschwabe ja ein barocker Mensch, katholisch aus Tradition, den Sinn nach oben gerichtet, dorthin, wo der gemalte Himmel in den zahllosen Kirchen weist. Er weiß: Sündigen ist kein Problem, so man beichtet. Alles ist erlaubt, weil lässlich, wenn eingestanden und abgerosenkranzt.

Die Sünde Stuttgart ist Gerhard Sauter längst vergeben und vergessen, denn es zog ihn alsbald nach Westen. Hier hat Tulla zwar den Rhein begradigt, aber badisch. Also krumm. Nicht gemäß Paragraph 49 b der schwäbischen Hausordnung, die zu der Zeit – 1818 - entstand, als man hierzulande die deutsche Demokratie erfunden hat. Tulla ließ vieles neben dem Rhein übrig. Auf beiden Seiten des Flusses. Kurz: Der Oberschwabe, auch nach der Säkularisation Habsburger geblieben, ist dem Badener seelisch eng verwandt, ist ihm Bruder. Ein offenes Herz, ein wacher Sinn für die Genüsse des Lebens, ist beiden gemein. Die verstehen sich.

Was das alles mit den Bildern zu tun hat? Ziemlich viel.

Neu- wie Alt-Sauterianer möchte ich diesbezüglich auf die kleinen Arbeiten hinweisen, deren Ursprung tatsächlich am Rhein liegt. Es sind also Landschaften. Freilich nicht, wie wir den Begriff „Landschaft“ aus der Kunstgeschichte üblicherweise verstehen gelernt haben, also in der Ausprägung Caspar David Friedrich über Hans Thoma bis zu den Alpenpanoramen, die in den 70ern noch neben der allfälligen Zigeunerin (auch eine Art Landschaft) in den Warenhäusern hingen. „Landschaft“ hat ja auch eine andere Ebene, eine innere Bedeutung. Aber verschonen Sie sich und mich mit den in der Küchen-Psychologie üblichen Farb-Interpretationen. Schauen Sie dagegen eher auf die Strukturen, die Gerhard Sauter einarbeitet, heraushebt, verdeckt.

Entdecken Sie in den Rheinlandschaften – alles übrigens Originale, die auf der Basis von Fotografien malerisch entstanden sind und wie sich das für einen Künstler mit originärem Anspruch gehört, immer nur ein Mal verwendet wurden – den Menschen und Spaziergänger Gerhard Sauter, der mit einem sehr hellen Auge für die formalen und strukturellen Schönheiten und die Vielfalt der Natur durch die Wälder streift. Und wie selbstverständlich haben Grüntöne das Sagen - das Wasser als Spiegel, der die Umwelt reflektiert, manchmal verzerrt und gleichzeitig als tief in ur-mütterlichen Farben grundierte Leinwand. Die Kruste der Erde als Malgrund. Vielleicht für Godot?

Der Schritt zu den größeren Formaten ist dann nur noch ein formaler. Hier wird ein zweites Element deutlich, das auch in den kleinen Bildern anklingt: Musik. Sie gilt gemeinhin zwar als Menschenwerk, dennoch unterliegt sie ganz natürlichen Gesetzmäßigkeiten. Ich erinnere nur an die Harmonik, die sich in einfachen Zahlenverhältnisse ausdrücken lässt. Sie finden sich wiederum in allen Bauplänen der Natur – vom Grashalm bis zum Menschen – wieder, aber auch in der Architektur. Am deutlichsten in der Romanik, deren Maßrelationen, angefangen von Räumen bis zu Fensterbögen und Gewölben, durchaus klingen. Wenn man hinhört.

Die Grenzen der Musik lassen sich natürlich sprengen, wie Ufer bei Hochwasser, wie ein Flussbett bei Trockenheit, so man will. Gerhard Sauter setzt Flächen an- und übereinander, mal in betonter Harmonie, mal mit Reibung, die nach Auflösung verlangen, baut Spannung auf, um sie dann wieder ganz gezielt zu brechen und bringt mittels seiner Linienführung Rhythmik und Akzente ins Spiel. Diese sehr variablen eingesetzten blue notes, beats, breaks und Betonungen sind allerdings nicht zu verwechseln mit Duktus. Die Handschrift ist wesentlicher Bestandteil; ohne sie fehlte die persönliche Ebene des Interpreten, klingen aber würde das Werk dennoch aus sich. Vielleicht eher nach einem mechanischen Rollenklavier, einem Vorsetzer oder wie die Wunderorgeln mancher Alleinunterhalter, die weiterspielen, wenn sich der „Musiker“ die Nase putzt oder eine Zigarette anzündet. Was fehlt, ist die Seele des Musikers: Wärme, Solo, Kadenz, Anschlagkultur. Stellen sie sich Skrjabin oder Debussy auf so einem Gerät vor – schrecklich. Und ich kenne keinen, der sich eine Diskette oder CD-Rom an die Wand hängt...

Gerhard Sauter offenbart sich ganz als Musiker und Maler, mit Solo. Und als Spaziergänger. Vielleicht nimmt er Sie ja mal mit, auf seinen Weg in die Auen. Gesprochen muss nicht werden. Wer schweigen kann, der hört den Altrhein klingen, in kräftigen Farben, mit wechselnden Rhythmen. Und mit Glück finden Sie ja ein paar Spitzmorcheln – im Hinblick auf das heutige Wetter und den morgigen kalendarischen Frühlingsanfang wäre es hoch an der Zeit. Vielleicht finden Sie die schon auf den Bildern...und um auf Beckett zurückzukommen: Wenn ich gewusst hätte, wo – ich hätte es nicht verraten!